

weit unter den Auguren des Betriebs. Allerorten wurde die Klavierszene hellhörig; die Kunde kam schließlich auch zum greisen Karajan, der sich immer gern mit grünem Holz schmückte.

Doch bei den Proben zum Silvesterkonzert 1988 in der Berliner Philharmonie „gab es Schwierigkeiten“, wie Kissin heute, immer noch mit zuchtvoller Zurückhaltung, einräumt. Karajan zelebrierte Tschaikowskis b-Moll-Konzert, den populären Reißer, als Melodram voll altväterlichem Pomp und breitgewaltiger Poesie. Spielzeit: 50 Minuten, fast das Doppelte einer Horowitz-Version aus dessen wilden Jahren.

Kissin muckte auf, Frau Kantor muckte mit. Die beiden Russen wollten mit dem Nationalheiligum zwar nicht auf die Rennbahn, aber auch nicht auf die Kriechspur. Kissin: „Da war Karajan, das Genie. Und ich war jung. So lief das.“

So lief das nicht. Der Kompromiß – Kissin gab nach, Karajan zog etwas an – erwies sich als fauler Friede: Das Stück lahmte in voller Länge.

Über Musik spricht Kissin auch heute noch wenig, „ich rede auf dem Klavier“. Aber Politik läßt ihn auftauen, selbst von privaten Erlebnissen erzählt er zuweilen.

Etwa davon, daß er glaubte, die Welt ginge unter, als er im Fernsehen vom Tode Breschnews erfuhr; davon, wie seine Eltern erstmals offen von den Sünden der Kommunisten redeten; wie er, unter Glasnost, endlich reisen durfte, den Genuß von Sushi entdeckte und den Kitzel auf Achterbahnen in Disneyland.

Dann war in Moskau Putsch, und wieder hatte er Angst: „Wir bereiteten uns auf Flucht vor. Eine Dame versprach mir, mich in ihrem Wandschrank zu verstecken, sollte Militär auftauchen.“ Statt dessen blieb Jelzin oben auf, die Kissins zogen nach Manhattan.

1989, mitten im Kollaps der alten UdSSR, sollte Kissin in Amsterdam das erste Klavierkonzert von Schostakowitsch spielen, dessen Schlußsatz er bis dahin stets „leichten Herzens, sogar sarkastisch“ hatte abschnurren lassen.

Doch einen Tag vor dem Auftritt erfuhr er von Sacharows Tod, „und das änderte alles“. Nun gab er dem munteren Kehraus plötzlich „tragische Züge“, aus dem bunten Finale wurde schwarze Kunst.

„Das kam ganz von selbst“, erinnert sich der patriotische Kosmopolit. „Bin ich ein Russe im Westen?“ fragt er zurück und wohl mehr noch sich selbst. „Im Westen werde ich als Russe, in Rußland als Jude betrachtet. Aber es ist und bleibt mein Land.“ Vermutlich hat ihn Mütterchen Rußland noch fester an der Kandare als Mamotschka, Anna Kantor und die Dolmetscherin. □

Fernsehen

Gier in den Augen

Eine Familie richtet den blutschänderischen Vater hin. Das beklemmende TV-Spiel „Angst“ schildert einen authentischen Fall.

Ein Mann wie ein Messer. Die tätowierten Arme stemmen Hanteln. Die Gefängniszelle ist ein Raubtierkäfig. Der Kerl riecht nach Schweiß und Haß. Da öffnen sich dem schnaubbärtigen Klotzkopf die Knaststore, der Mann stiefelt in die Freiheit, und seine trotzige Miene verrät: Wehe euch!

Wie ein Hollywoodfilm vom großen Rächer hebt das Fernsehspiel „Angst“ (Sendetermin: Sonntag, 22.10 Uhr, ZDF) an. Doch es sind keine Heldentaten, die der Entlassene vollbringen wird. Zuerst schlägt er den Geliebten seiner Frau zusammen, dann prügelt er auch auf sie ein. Wenig später reißt er seiner Tochter die Kleider vom Leib und vergewaltigt sie.

* Mit der Angeklagten Manuela Bolz, 1990.

Hinter einem Tisch voller Bierflaschen sieht der Zuschauer den Blutschänder vor sich hindösen. Ein kleines Kind schreit. Es ist der Sohn, den er mit seiner Tochter gezeugt hat. Die Gesichter der gequälten Frauen spiegeln Angst, Wut und Verzweiflung.

Die Drehbuchautoren, Fred Breinersdorfer und Bernd Schadewald, haben nichts erfunden. Die schreckliche Geschichte von Mutter, Tochter und deren Mann, die den blutschänderischen Vater gemeinsam erschlagen, ist vor vier Jahren vor einem Gericht im westfälischen Arnsberg verhandelt worden. Das Verfahren endete mit Haftstrafen zwischen dreieinhalb und viereinhalb Jahren für die Angeklagten.

Doch „Angst“ will kein Gerichtsfilm sein. Das Spiel setzt auf die realistische Erzählung, auf den Schrecken des Zuschauers, der sieht, wie Menschen



„Angst“-Darsteller Westermann, Redl: Wehe euch!



„Angst“-Vorbild Arnsberger Prozeß*: Wut und Verzweiflung

hoffnungslos ihrem Schicksal ausgeliefert sind und keine andere Lösung finden, als die erlittene Brutalität mit Brutalität zu beantworten.

Bedingungslos verschreibt sich der TV-Film der Sinnlichkeit der bösen Tat: ein mitleidloser Bilderbogen aus Suff, Schlägen, Kindergeschrei, berstendem Glas, primitiver Macho-Männlichkeit und dem Weinen gequälter Frauen.

Regisseur Schadewald baut vor allem auf die schauspielerischen Fähigkeiten von Christian Redl. Der ist ein Meister, wo es gilt, den Wahnsinn des Bösen wie eine Selbstverständlichkeit darzustellen. Wenn er nach seiner Tochter mit den Worten greift: „Du gehörst mir“, gibt es kein Entrinnen, auch für den Zuschauer nicht: Denn die Gier in seinen Augen kennt nur das Hier und Jetzt. Sie mag aus Abgründen seiner pathologischen Seele kommen, doch die verschwitzten, versteinerten Züge Redls lassen keine Blicke dorthin dringen. Seine Triebhaftigkeit hat deren Vorgesichte getilgt.

Im „Hammermörder“, dem preisgekrönten Breinersdorfer-TV-Spiel vom Polizeimeister, der aus Geldnot zum Mörder wird, konnte sich Redls Kunst noch bedrohlicher entfalten, weil seine Verstocktheit ihren ganzen Irrsinn im angsterfüllten Gesicht seiner Frau (Ulrike Kriener) offenbarte, die ihrem Mann nach und nach auf die Schliche kommt.

Diesmal findet Redls großartige schauspielerische Besessenheit nicht den entsprechenden Widerschein. Die dahinrasenden sexuellen Jagdszenen lassen Renate Krößner als Mutter und Antje Westermann als Tochter keine Zeit, die Zerstörung ihrer Persönlichkeiten durch Erniedrigung zu entwickeln. Wie gehetzte Tiere flüchten die Frauen von einer Einstellung zur nächsten. Aber das zeigt nicht den gesamten Teufelskreis des sexuellen Mißbrauchs.

Den liefern die Autoren nur in der Theorie, wenn sie im Begleitmaterial zum Stück einen Fachartikel zitieren. Er handelt von der Isolation des sexuell ausgebeuteten Opfers, das befürchten muß, sich noch mehr zu bestrafen, wenn es sich der Außenwelt offenbart.

Hier, im innersten Kreis der familiären Hölle, geht es um die Scham des Opfers, besonders, wenn die angetane Gewalt Lustgefühle auslöst; um die Rolle der Mutter, die durch Verschweigen zur Zuhälterin wird.

An der Schilderung dieser psychischen Pein wollten Breinersdorfer und Schadewald nicht vorbeigehen. Aber die Szenen, welche die innere Not der Frauen beschreiben, wirken schwächlich. Redls körperliche Wucht dominiert. So bemächtigt sich – unbewußt – der Vergewaltiger des Films über den Vergewaltigten. Der drastische Realismus hat einen hohen Preis. □



BANNING / LAF

Trompeter Hargrove: Viel Respekt vor den Altvorderen

Jazz

Prüfung bestanden

**Mit 25 schon wie ein Alter:
Trompeter Roy Hargrove,
der gerade durch Europa tourt,
pflegt beste Jazztradition.**

Roy Hargrove ist nicht da. An der Rezeption des Hotels Bel Air in Den Haag steht B. B. King und gibt Autogramme. Der Tenorist Joshua Redman begrüßt gerade überschwenglich einen schwarzen Seelenbruder. Vibraphonist Milt Jackson schlendert durch die Lobby. Aber Roy ist verschwunden.

„Vor einer halben Stunde“, sagt sein Manager Larry Clothier, „war er noch hier.“ Larry ist genervt. Es ist einer jener Tage. „Johnny Griffin war auch nicht auf dem Flugzeug.“ Der legendäre Tenorsaxophonist soll abends – wie auch Hargrove – auf dem North Sea Jazz Festival spielen.

Roy ist angeblich ein paar Blocks weiter zum Einkaufen gegangen, sagt Larry. Der käme gleich wieder. „Aber wo ist Griff?“

In Wahrheit, so stellt sich schließlich heraus, liegt Roy seit zwei Stunden auf seinem Zimmer und schläft. Johnny Griffin übrigens war gestern noch in Andorra.

Larry schlägt fast die Tür ein, als er an Zimmer 909 des Bel Air klopft. Roy öffnet, er hat die Augen geschlossen und torkelt sofort zurück in den Raum. „Jetlag“, murmelt er und setzt sich aufs Bett.

Weiß der Teufel, wie ihn diese Müdigkeit so plötzlich übermannt hat. Nachts um drei, als er in der Hotelbar Trompete blies, war er noch ganz munter.

Roy Hargrove ist 25 und inzwischen ein Star auf jedem Jazzfestival. Er hat in Montreux gespielt und in San Sebastian, in Antibes wie in Den Haag. Am 20. Juli tritt er mit seinem Quartett beim West Port Festival in Hamburg auf.

Nicht jeder Junge, der sich mit neun Jahren eine Trompete greift, entwickelt einen so satten Ton wie Hargrove. Nicht jeder, der in einer High-School-Band anfängt, wird auch ein guter Improvisator. Und nicht jeder hat das Glück, im rechten Augenblick auch immer dem richtigen Kollegen zu begegnen.

Trompeter Wynton Marsalis, den Kritiker seit Jahren als die neue Nummer eins im Jazz feiern, entdeckte Hargrove, als der gerade 17 war. Er ließ ihn in seiner Truppe mitspielen – von da an brauchte der Teenage-Jazzler nur Talent und Selbstbewußtsein.

Beides hat er reichlich. Mit dem Tenoristen Sonny Rollins stand er 1991 auf der Bühne der Carnegie Hall in New

„Ich wollte immer schon mit Sonny Rollins spielen“

York. Er hat die Prüfung mit Auszeichnung bestanden: Der Meister nickte immer wieder anerkennend.

„Ich wollte immer schon mit Sonny spielen“, sagt der junge Mann aus Texas treuherzig. Natürlich sei er etwas nervös gewesen. Aber dann habe ihn so die Freude überflutet, daß er einfach nur gut sein konnte. Da erging es ihm besser als seinem Freund Branford Marsalis; der junge Tenorsaxophonist fühlte sich nach einem ähnlichen Auftritt mit Sonny, so Marsalis selbst, „als sei ein Zug über mich hinweggedonnert“.

Hargrove hat ein ausgeprägtes Gefühl für Tradition und einen soliden Respekt für die Altvorderen. „Wenn ich Bilder von Louis Armstrong, Charlie Parker oder Miles Davis sehe“, so der junge Trompeter, „dann sehe ich mich